

Nora Günther

# Sturm der Verdammnis

Historischer Roman



### **Über die Autorin:**

Nora Günther, 1967 in Hoyerswerda geboren, studierte Verfahrenstechnik in Freiberg und Marketing / Management in Nancy, arbeitete zunächst als Software-spezialistin, führte folgend ein eigenes EDV-Unternehmen. Danach forschte und unterrichtete sie an einer technischen Universität, bevor sie sich endgültig dem belletristischen Schreiben zuwandte. Sie lebt heute mit ihrer Familie in Südbrandenburg. Weitere Informationen finden Sie auf der Homepage der Autorin unter [www.nora-g.de](http://www.nora-g.de)

### **Über diesen Roman:**

Die umfangreiche Regionalgeschichts- und Ahnenforschung des Ehemannes, einem Nachfahren des Romanhelden bildet – wie auch das gemeinsame vierjährige Quellenstudium in Staatsarchiven, regionalen Museen, Bibliotheken und Archiven – die Grundlage für diesen Roman.

Des Weiteren wurde das vorliegende Werk um zusätzliche Abbildungen erweitert, wie von den Lesern der bereits nach drei Monaten vergriffenen Erstausgabe gewünscht.

Nora Günther

# Sturm der Verdammnis

Historischer Roman



Günther Verlag

1. Auflage: 09/2007
2. Auflage: 06/2008

Verlag, Gestaltung und Satz:  
Gerd und Eleonore Günther, Uebigau-Wahrenbrück / OT Prestewitz  
[www.nora-g.de](http://www.nora-g.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

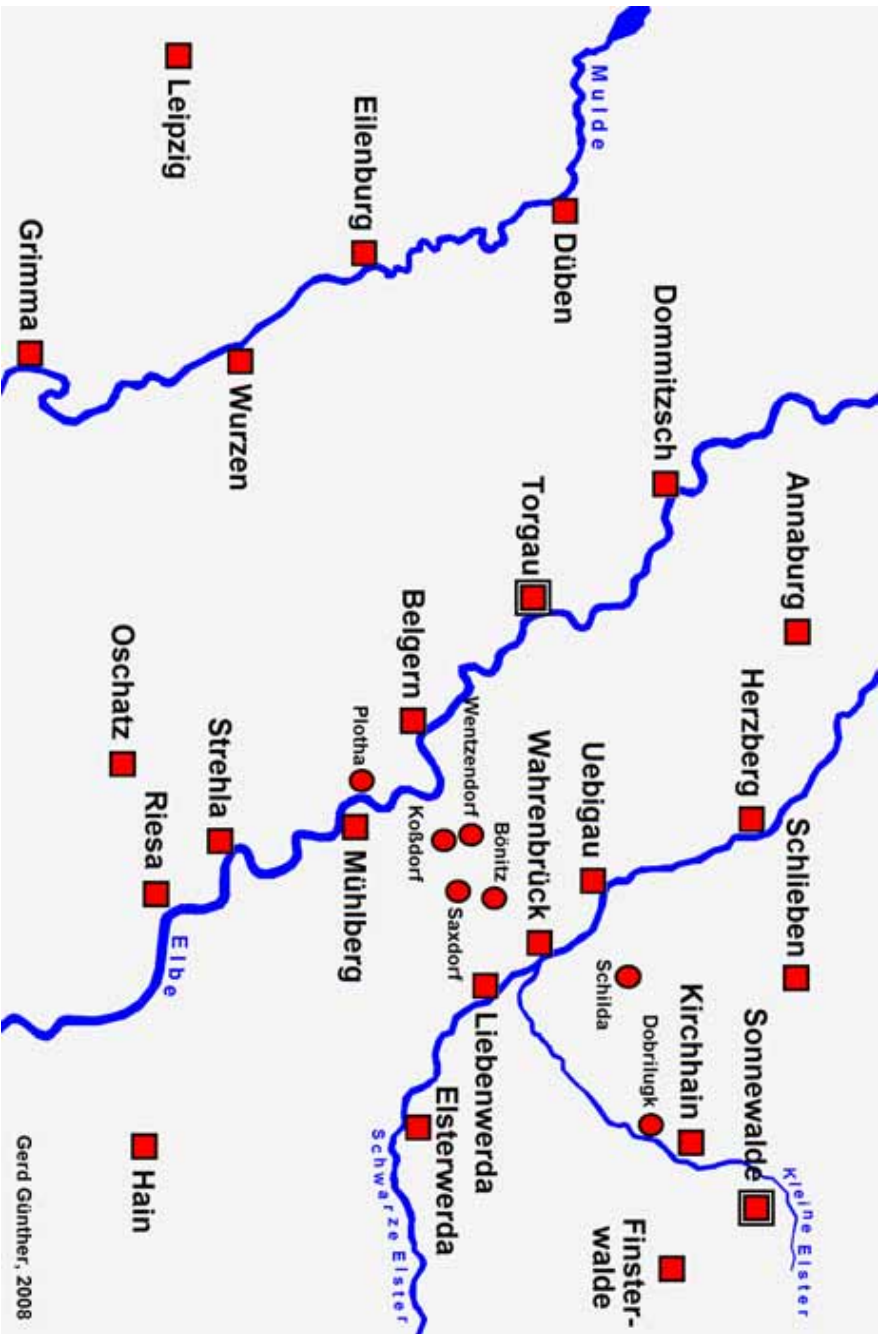
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Gemäldes vom Stadtmuseum Mühlberg (Abbildung von Johann Wolfgang Behr, Pfarrer in der Neustädter Kirche im 17. Jahrhundert)

ISBN 978-3-00-024706-4

*Es gibt Dinge im Leben, deren Wesen sich so stark in das Fleisch und den Geist eines Menschen einbrennen, dass sogar die Seele Schaden nimmt. Mit tiefer Trauer möchte ich von dem Sturm der Verdammnis berichten, der meine Heimat, mein Städtchen, meine Familie und meine Freunde während meines Mannesalters heimsuchte. Ein Sturm, der fast eine ganze Generation auslöschte. Mit Schauern denke ich daran zurück und danke Gott, dass ich noch unter den Lebenden weile.*

*Mannigfaltig waren die Qualen und Leiden in unserer geplünderten, verbrannten, geschundenen und durch Pestilenz heimgesuchten, totalitär ruinierten Heimat. Doch wo soll ich beginnen mit meinen Schilderungen über die Apokalypse unserer Welt, der Welt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Christi unseres Herrn und Erlöser Geburt.*

*Paull Günther, Stadt- und Amtsrichter, 1652*



## Am Scheideweg

„Brrrh“, der Bursche ließ die Zügel sinken, „hier stimmt was nicht!“ Er schob die Plane des Fuhrwagens beiseite und beobachtete die Umgebung. „Nickel, sieh' mal...“, zischelte er über die Schulter.

Aber es regte sich nichts auf dem Wagen.

Da griff der Bursche, ohne die Gegend aus den Augen zu lassen, hinter sich und riss schonungslos eine Decke hoch. „Nickel, hurtig, steh' auf!“

„Jacoff, Jacoff“, der so freigelegte und unsanft aus dem Dösen gerissene Mann streckte sich und gähnte herzlich, „du bist ja aufgeregter als ein Weib in der Hochzeitsnacht!“

„Nickel!“ Jacoffs Stimme kletterte bereits wie auf einer Leiter nach oben. „Gucke doch!“

„Schon gut, Kleiner“, Nickel stöhnte und stemmte sich an der stark knarrenden Lehne des Kutschbockes hoch. „Was lamentierst du bloß?“ Er blinzelte über die Holzplatten. Was störte denn den Kleinen? War es die Morgensonne, die bereits hinter den Feldern aufgestiegen war? Oder die gefroren glitzernden Pfützen auf den sich kreuzenden Wegen vor ihnen? Nickel drehte sich zu Jacoff, grinste das bleiche Gesicht unter den roten Locken, ihrem Familienerkennungszeichen, an. „Ach, Brüderchen“, er angelte nach seiner Decke und ließ sich wieder auf den Wagenboden sinken. „Es ist alles in bester Ordnung. Du hast dich nicht verfahren! Lass den Gaul nur geradewegs weiter trotten.“ Er seufzte wohligh. „Es sei denn, du willst den Wagen in Mühlberg abladen, dann musst du jetzt abbiegen.“

„Ich kenne den Weg!“ Jacoff schnaufte beleidigt. Aber der Argwohn war offensichtlich stärker, denn in versöhnlichem Ton wandte er sich erneut an Nickel. „Ich weiß, dass wir nur noch eine halbe Meile bis zu den Stadttoren von Liebenwerda fahren müssen. Aus diesem Grunde müssten wir doch wenigstens eine Menschenseele...“

„Es ist eben zu früh“, knurrte Nickel, „mach' schon, Kleiner!“

Jacoff gehorchte und trieb das Pferd an, meldete sich jedoch wiederum mit brüchiger Stimme. „Es ist nicht zu zeitig! Die Leute würden...“

„... sicher gern wegen der Kälte in ihren Häusern bleiben.“ Nickel wickelte die Decke fester um sich. „Weil sie aus weicherem Holz geschnitzt wurden als wir“, lachte er.

„Das kann es nicht sein“, Jacoff schüttelte den Kopf, „so eisig pfeift der Wind

nicht! Es könnte wirklich jemand...“ Er schluckte laut. „Wären wir lieber erst zum Wochenmarkt zurück gefahren, dann hätten wir jedenfalls sicheres Geleit!“

„Haha, Kleiner“, brummte Nickel unter der Decke, „den Schutz gibt es nur zu den Jahrmärkten, und dann nur für hohes Geleitgeld!“ Er seufzte. „Und dazu das Marktstandsgeld, die Gebühr für die Benutzung der Wollwaage... was meinst du wohl, Jacoff, warum ich die Fuhrdienste zwischen den Märkten auch übernehme?“

„Aber“, Jacoff schleuderte seine Locken heftiger, „wir sind eine Weile fort gewesen. Wenn nun hier wieder Söldner auf der Lauer liegen? Oder sogar Kämpfe ausgebrochen sind?“ Er hielt inne, horchte mit bestürztem Gesicht auf die Geräusche des Waldes.

Nickel tat es ihm nach. Doch er bemerkte lediglich das Knacken der fichtenen Äste, die unter frostigen Schneedecken litten.

„Deshalb begegnen wir keinem Fuhrwerk“, Jacoff flüsterte so furchtsam, dass Nickel Mühe hatte, die Worte zu verstehen, „keinem Wegeläufer. Denn ich würde nicht...“

„Ach, Kleiner, mit dieser Furcht würdest du niemals Botenlohn verdienen! Ich hätte dich in deiner Schule lassen sollen!“ Nickel ächzte, legte die Decke ab und setzte sich zu Jacoff auf den Bock. „Nun gut, du Hasenfuß. Wann bist du denn das letzte Mal einem Soldaten begegnet?“

„Ich selbst?“ Jacoff musste rechnen. „Vor mehr als zwei Jahren...“

„Sag' bloß! Und, siehst du jetzt ein gegnerisches Heer?“

„Nein.“

„Hörst du Kampfgetümmel?“

„Nein, aber...“

Nickel sah Jacoff nachdrücklich an. „Was haben wir auf unserem Wagen?“

Jacoff stutze. „Weinfässer und Tongefäße für den Rat der Stadt. Wieso?“

Nickel reckte sich, antwortete mit einer Gegenfrage. „Und wofür entlohnen uns die Ratsherren?“

Jacoff rollte mit den Augäpfeln. „Für die Anfuhr... aber...“

Nickel würgte Jacoffs Einwand ab. „Was werden wir erhalten, wenn wir beizeiten ankommen?“

„Vier Gulden.“

„Und, kannst du darauf verzichten?“ Doch Nickel hätte nicht zu fragen brauchen. Denn Jacoff konnte es ebenso wenig wie der Rest der Familie.

Krankheit, Tod und Begräbnis vom Vater hatten die letzten Vorräte verschlungen, für die teure Medizin, den Sarg, die Kreuzträger, die Räucherkerzlein, das Gebinde mit Flor und Schleife. Nun musste noch die Ausfertigung des Erbkaufvertrages bezahlt werden. Nickel hob die Hand, wollte eine deutliche Antwort. „Na, Jacoff? Hat unser Vater etwa Feiglinge gezeugt? Memmen, die sich hinter Weiberröcken verstecken?“

„Natürlich nicht!“

Nickel stülpte die Unterlippe vor. „Welche Last quält dich nun, Kleiner?“

Jacoff stieß die Luft hörbar aus. „Nur der holprige Weg und die vereisten Pfüten und Furchen. Der Grauschimmel rutscht mit seinen Hufen.“

„Das klingt schon besser.“ Nickel lächelte befriedigt. „Da werde ich dir mal...“ Doch seine weiteren Worte gingen in lautem Gepolter unter.

„Brrrh“, Jacoff zuckte zusammen und zog am Zügel, bis das Pferd schnaubend stehen blieb. Er fauchte. „Mist! Mist, dampfender Mist!“

Nickel kletterte flink ins Wageninnere. „Das Halteseil hat sich gelöst. Ein Teil des Geschirrs ist zu Bruch gegangen!“ Er nahm die Kiste mit den Scherben, hievte sie auf den Kutschbock zu Jacoff und äugte hinein. „Ob wir dafür überhaupt noch einen Pfennig kriegen können?“ Er sah hoch und sein bekümmertes Blick veränderte sich.

„Was ist?“ Jacoff wirbelte herum.

Unvermittelt waren aus dem Wäldchen an der Wegeskreuzung vor ihnen zwei berittene Soldaten in derben Monturen aufgetaucht. Einer trug einen Brustpanzer, der andere den dazu passenden Helm. Beide hatten die Schwerter aus dem Gürtel gezogen, näherten sich fast gemächlich auf ihren kräftigen Rappen.

Nickel erstarrte. Ihr eigenes Tier wirkte dagegen wie ein halbverhungertes, lahmer Klepper. Und es war auch zu spät, ein Versteck zu finden. Ehe sie den schwerfälligen Wagen gewendet hätten... eine Flucht war unmöglich. Nickel war klar, dass die Soldaten es wussten, denn sonst wären sie später aus dem Schlupfwinkel gekommen. So aber peilten sie ohne jagende Eile ihre Opfer an und weideten sich offenbar schon an Unruhe und Angst.

Jacoff presste durch die Zähne. „Was wollen die von uns?“

„Plündern!“ Nickel atmete schwer. „Aber mit den beiden werden wir fertig! Du lockst einen zum Mühlberger Weg.“ Er neigte schwach den Kopf zur Seite. „Nimm die Peitsche. Los!“

Jacoff nickte, rutschte vom Kutschbock und rannte um den Wagen herum in

die angegebene Richtung. Es klappte. Die Soldaten zögerten und der Helmtträger drehte zu Jacoff ab.

Nickel lehnte sich hastig über die Kiste, griff nach dem Zaumzeug und scheuchte den Grauschimmel, um den zweiten Reiter, der nun schneller herankam, weiter zu verwirren. Dann sprang er auf, riss die Scherbenkiste mit sich und schleuderte sie auf den Widersacher, als der nahe genug war.

Die zerberstende Kiste schepperte, der Rappe wieherte, stellte sich auf die Hinterbeine und warf den kreischenden Soldaten ab.

Ein wahrer Höllenlärm.

Nickel grinste. Denn er, der selbst einen Ochsen bändigen konnte, hatte seine ganze Kraft in den Wurf gelegt, gut gezielt und sich auch vom schützenden Brustpanzer des Söldners nicht entmutigen lassen. Aber der Kampf war noch nicht gewonnen. Nickel ließ den Grauschimmel nicht zur Ruhe kommen, mit gellenden Rufen feuerte er das Pferd weiter an, während er sich zu Jacoff umsah. Der kam jedoch allein zurecht, gekonnt die Peitsche schwingend, hielt er sich den Helmtträger gut vom Leib. Dessen Schwerthiebe gingen sämtlichst ins Leere. „Kleiner, komm!“

Jacoff nickte und sprang hoch. Holte mit der Peitsche aus und visierte den Kopf des fremden Pferdes an. Derselbe Jacoff, der unter Nickels Gespött daheim den Grauschimmel fast zu zärtlich striegelte, schlug nun zu, so heftig er konnte.

Und der Rappe scheute wie erwartet, gehorchte dem Reiter nicht mehr, wieherte qualvoll und drehte sich ruckartig auf der vereisten Wiese. Dem Helmtträger war es sehr beschwerlich, auf dem Sattel zu bleiben.

Jacoff ließ die Peitsche fallen, wandte sich ab und hastete an dem verängstigten Pferd vorbei zu Nickel.

Doch die Kampfgeräusche hatten die Gefährten der beiden Wegelagerer alarmiert. Diese rannten schon mit Musketen aus dem Wäldchen und brüllten in einer unverständlichen Sprache.

Nickel erblasste. Er sah gehetzt um sich und versuchte, einen Ausweg zu finden. Wenn er den Grauschimmel weiter feurig antrieb, würden sie selbst mit dem plumpen Wagen der Meute entkommen. Aber Jacoff war noch zu weit entfernt, um ihn einholen und aufspringen zu können. Und der Helmtträger hatte sein Pferd wieder unter Kontrolle gebracht, rückte mit wutverzerrtem Gesicht zum Bruder vor. Nur noch der herrenlose Rappe des unter dem Scherbenhaufen liegenden Angreifers war für den schon

keuchenden Jacoff erreichbar. „Kleiner, greif' dir den Gaul!“

Jacoff befolgte den Rat. Er hechtete zum zurückweichenden Rappen, konnte noch das Halfter erfassen, sich an den Pferdehals klammern und aufschwingen, während die Gegner ihm jedoch bereits den Weg zu Nickel abschnitten.

„Flieh', Jacoff, flieh'!“

Nickel schrie aus Leibeskräften, klatschte mit dem Zügel, scheuchte erbarungslos den Grauschimmel. „Ich kümmere mich um die Horde!“ Er würde die Feinde mit dem Wagen ablenken. Sie mit der entwindenden Beute auf sich ziehen, um Jacoff Zeit zu verschaffen. Und der Kleine würde nicht einen Augenblick daran zweifeln und davon preschen können, denn Nickel hatte immer Wort gehalten.

Aber es fielen Schüsse in Jacoffs Richtung, harte Knalle in der winterlichen Luft.

Nickel erschrak, zog am Zügel und rutschte auf dem Bock zur Seite. Er riss die Plane zurück und erblickte Jacoff, wie der die Fersen in die Flanken des Pferdes drückte.

Doch es beeindruckte die Fremden nicht. Sie gaben nicht auf, legten an und schossen erneut.

Nun brüllte Jacoff auf. Denn die Waffen reichten weit, hatten sein Fleisch wohl noch zerfetzen können.

Nickel bemerkte entsetzt, wie Jacoff zusammensackte. Aber der Kleine tat weiterhin, was Nickel ihm aufgetragen hatte. Er ritt um sein Leben.



## Traut Euch!

„Kommt zur Frauenkirche... eilt euch!“

Die Rufe erschallten von überallher und immer mehr Mühlberger Bürger strömten aus den Gassen, vom Rossmarkt an Weinschenke und Rathaus vorbei zur Kirche. Selbst aus dem alten Stadtteil kamen sie, rannten voller Verlangen durch die Seigergasse in die neue Stadt. Ungewohnt zahlreich bevölkerte sich zusehends der Platz vor der Frauenkirche.

Der Archidiakon Matthäus Kickisch, Stellvertreter des Pastors, trat aus der Sakristei, wo er sich für die Zeremonie vorbereitet hatte und schaute den Menschen verwundert entgegen.

Das Läuten der Kirchenglocke ließ doch die Einwohner, schon gar nicht die aus der Altstadt mit ihrer geliebten Klosterkirche, jemals dermaßen eifrig kommen!

Nicht zu ihm, seit er für die Dauer der Abwesenheit des Pastors für die laufenden Amtsgeschäfte zuständig war. Aber die Menschen strömten auch nie eifrig zu den üblichen Gottesdiensten und nur bedächtig zu den hohen Festen an Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr. Daher wich seine Freude schnell der Ernüchterung, denn die beschwingten Ankömmlinge erinnerten wirklich zu sehr an damals, den Tag zu Michaelis, als der Jahrmakkt abgehalten und fahrendes Volk gemeldet worden war.

Der Archidiakon konnte nicht fassen, wieso es den Menschen an Ehrerbietung beim Abhalten des Kirchgangs mangelte, sie sich jedoch von sündigen Tänzerinnen und albernen Possenreißern in den bunten Wagen so betören ließen. Fast jedes Jahr, seit er aus Belgern nach Mühlberg übersiedelt war, hatte sich ihm das gleiche Bild geboten. Wenn die Fronlast von den Schultern gegliiten war, die Ernte eingefahren, das gemähte Gras gewendet und geschobert, wenn der Wind kälter zu blasen begann, die Regenwolken sich entluden, das Feuerholz geschlagen wurde. Dann wurden die Menschen nährisch und huldigten grässlichen Schaustellern und Scharlatanen!

Der Archidiakon sah hinüber zum Rathaus und betete inbrünstig um die Hilfe des Herrn für ein besonnenes Handeln der Ratsherren, so wie sie es einstmals bei der Verschönerung ihres Rathauses getan hatten. Nun stand dort ein imposantes Gebäude mit schmückenden Steinverzierungen auf den Giebelwänden. Einerseits zahlreiche spitzbogenförmig überdachte Nischen, wie

sie auch bei Kirchenbauwerken verwendet wurden, eingefasst von auf einer Treppe angebrachten Türmchen und am anderen Giebel aufgetragene schmale Formen wie mahnende Finger. Ein Achtung gebietendes Zeichen in der Nähe der Frauenkirche, dem sich die Ratsherren aber noch verweigerten. Denn sie hatten seinen Klagen kein Gehör geschenkt und dem wüsten Treiben keinen Einhalt geboten, ließen bei den Jahrmärkten die Musikanten mit ihren Schalmeyen und Lauten fortwährend unbehellig zum Tanz aufspielen! Ihm wurde übel bei der beschämenden Erinnerung, als ihn die hohen Herren mit seiner Bitte lediglich zum hiesigen Richter geschickt hatten! Der ihn regelrecht abkanzelte. Den es nicht im mindesten interessierte, dass die Mädchen beim Tanz umfasst und so herumgewirbelt wurden, dass die Röcke unsittlich hochflogen!

Er stutzte.

Heute gab es erstaunlicherweise wenig zu beanstanden. Die heran geeilten Bürger waren nahezu züchtig stehen geblieben, Alteingesessene und Begüterte aus der Herrengasse standen beachtlich einträchtig neben den Geduldeten aus der gewöhnlich gemiedenen Himmelreichgasse. Keiner entweichte den Platz vor der Kirche, obwohl sie durch die eisigkalten Windstöße einen begreiflichen Grund gefunden hätten, sich übermäßig zu regen. Nein, sie riefen nur begeistert nach dem Richter und verblüfften damit den Archidiakon völlig.

Jauchzen und Frohlocken wegen Paull Günther, des Praetors, des Stadt- und Amtsrichters, des harten Armes der Obrigkeit? Freudenschreie nach dem ergrauten Mann, der sich nicht um den Sittenverfall der Bürger kümmerte, aber die Zeit fand, sich in seiner Amtsstube gewichtig langen Steuerlisten, Gerichts- und Handelsbüchern zu widmen? Lauten Jubel für den Mann, der empfindliche Strafen verhängen konnte? Besonders für diejenigen, die ihre Steuern nicht zur Frist zahlen konnten! Wenn, der Archidiakon grollte, der Richter es doch wenigstens täte! Gerechterweise auch die stockende Entrichtung des Kirchenzehnts zu ahnden! Aber nein, es war ja keine Tranksteuer für das Land, keine Schocksteuer für die Stadt – es war ja nur der Dezem für unsere Kirche! Sollte der Archidiakon doch mahnen und...

„Der Richter hat's versprochen!“

Aus den Gedanken gerissen sah er sich verwirrt um, schaute überall in glänzende Augen, strahlende Gesichter unter den Hauben und breitkrepfigen

Filzhüten – von den Schulmeistern und Schuldienern, Kaufmännern und Handwerkern, Ackerbürgern, Hospitalleuten, Knechten und Mägden. Sie stießen sich gegenseitig die Ellenbogen in die Seiten und lachten glücklich.

„Er hat es versprochen!“

Was hatte der Richter den ziemlich abgezehrten Geschöpfen bloß zugesichert? Weshalb fürchteten sie Paull Günther, der sich gerade von der Seigergasse näherte, heute nicht? Warum verehrte die Menge ihn, der mit seinem schwarzen und goldbestickten Wams, der gepolsterten Herrenkappe und den warmen Lederstiefeln mit hohen Sohlen das Kirchenportal ansteuerte? Wieso wichen sie, die in Leinenkittel und grobe Hosen, in grüne und graue Wolle gehüllt waren, nicht vor dem Richter zurück?

Trotz der stolzen Haltung, des stechenden Blickes und der ungeduldigen Armbewegung, mit der er sich und den ihm folgenden Menschen den Weg bahnen wollte. Doch der Richter musste sich nicht übermäßig bemühen, denn einige finster dreinschauende Männer kümmerten sich bereits darum.

Der Archidiakon erkannte sie.

Es waren die Rottmeister, die Gassenbeauftragten. Vertreter der kleinen Bürger und üblicherweise Anlaufpunkte für Beschwerden aller Art. Männer, die ihrerseits auch unmissverständliche Anweisungen von den heute ebenfalls anwesenden Viertelsmeistern empfangen.

Den Vertretern der vier Stadtteile, die ihr Gewerbe ausübten, vom Rat gewählt wurden, damit das Recht hatten, die Bürgermeister zu unterstützen. Unverständlicherweise auch Ratsherr Paull Günther, dem durch den Kurfürsten ernannten Richter, Vertrauen entgegen brachten. Nun die Anweisungen von ihm und den Bürgermeistern direkt empfangen, sich daher weit über den Rottmeistern wähnten.

Und die Rottmeister taten dasselbe, sie führten ihre erhaltenen Anweisungen emsig gegenüber den einfachen Bürgern aus.

„Macht Platz für den Richter und seine Gäste, macht Platz für den Bräutigam Andreas und seine Braut Martha!“ Unerbittlich drängten sie, scharf beobachtet von den Viertelsmeistern, die Menschen zurück, welche die Prozession schon vor der kirchlichen Zeremonie hochleben ließen.

„Wir wünschen Euch Glück! Gottes Segen über Eure Familie! Das Brautpaar lebe hoch!“

Die Wünsche prasselten von allen Seiten auf den Richter, seinen Sohn Andreas und sein Ehefrau Agathe ein, die sich wie zwei Würdenträger mit

einem Anhängsel durch die Menge zur Kirche bewegten. Denn Andreas, kernig wie Paull, fehlte nur ein kleines Stück an der stattlichen Größe seines Vaters, während Agathe das fast einschüchternde Bild der Familie durch ihr gebücktes Huschen abmilderte. Und immerhin bedachte sie die jubelnden Menschen mit dankbarem Lächeln. Aber Andreas runzelte seine Stirn so, dass die über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen noch dichter zusammengeschoben wurden und ihm damit ein merkwürdig verdrießliches Aussehen verliehen. Unpassend für den heutigen Tag und die Geschichten, die man sich hinter vorgehaltener Hand über Andreas erzählte. Geschichten über Geplänkel wegen mehrerer Weiberröcke, die bereits dem Archidiakon zu Ohren gekommen waren, aber niemals den Weg in die Amtstube des Richters genommen hatten, um dort verhandelt zu werden.

Der Archidiakon ging um die Kirche herum zum Turmportal, betrachtete weiterhin die Schaulustigen und war fasziniert von ihnen.

Obwohl sie des Richters Familie pausenlos beglückwünschten und gleichzeitig erregt über Andreas tuschelten, entgingen ihnen trotzdem nicht die Paull, Andreas und Agathe folgenden Gäste.

Sie begafften ohne Scheu die honorigen Bürger der Stadt und die vielen Anverwandten von außerhalb. Die Männer in blauen und roten Pluderhosen unter reich besetzten Gewändern, die Frauen in Röcken mit langen Schleiern und Miedern mit tiefen, unter Pelzkragen hervor blitzenden Ausschnitten.

Dem Archidiakon war klar, dass mit der Hochzeitsgesellschaft auch genügend Stoff zum Tratschen eingetroffen war. So reichlich, dass die Leute nicht nur die Wartezeit in der Kühle damit überbrücken konnten, es würde auch für Gespräche am Kamin, während der Aussaat im nächsten Frühjahr und der anschließenden Ernte reichen. Sie würden beschäftigt sein...

Der Archidiakon begrüßte nun die Eintreffenden, schloss beherzt das Portal hinter dem letzten Gast und winkte dem Kantor, der mit dem Läuten aufgehört hatte.

Und sogleich erklangen die wohlklingenden Stimmen des Kantors und der ihm anvertrauten Knaben, erfüllten den Raum mit harmonischem Gesang.

Der Archidiakon schritt zur Kanzel und ließ die rührenden Liedstücke auf sich wirken, derweil er die Hochzeitsgäste besser in Augenschein nehmen konnte.

Besonders Bastian Kallmann, Brautvater und örtlicher Schiffsmüller, fiel ihm

auf. Als Bastian seine bezaubernde Tochter zur Kirche geführt und sich durch die Jubelrufe der Menge genötigt gefühlt hatte, seine Schultern durchzudrücken und die Haltung unverzüglich der des Richters anzupassen, überragte er seine Tochter Martha um einen halben Kopf.

Ein ungewöhnlicher Anblick.

Denn nun war Bastian wieder eingesunken, unterdrückte seinen Husten und lauschte ergriffen den Gesängen, während Martha immer noch stolz erhobenen Hauptes um sich schaute.

Und der Archidiakon las trotz des Schleiers in ihrem Gesicht wie in einem Buch. Er nahm Marthas Freude und Stolz wahr, dass sie mit ihrem stets hinreißenden Lächeln den Sohn des Richters gelockt und eingefangen hatte, anstatt unter einer Nase wie der von Bastian leiden zu müssen. Einer Nase, stark gebogen wie die Wasserschaufeln an dessen Schiffsmühle. So aber konnte sie sich ungehemmt etwaiger Blicke durch die Stadt bewegen und jedwedes verlangend betrachten. Wie sie sich auch in dieser Weile alles beugte.

Das Kreuz, den Altar mit den weißen Tüchern, die zinnernen Kelche, die Leuchter mit den langen Kerzen auf dem mit weißer Leinwand bedeckten Pult. Und besonders den Taufstein.

Der Archidiakon schmunzelte. Dachte sie schon an eine Kindtaufe? Das wäre ein Segen...

Doch er konnte sich nicht länger an Martha und ihrer geziemenden Aufmachung erfreuen, das seidenverblümete Kleid, ihre feine Haube, die zarte Stickerei am Kragen bewundern. Denn schon war der letzte Ton der singenden Knaben verklungen.

„Oh, Herr, wir sind heute hier zusammengekommen...“, er widmete sich den Zuhörern und alle sahen ihn erwartungsvoll an.

Alle, außer dem Richter natürlich.

Die ganze Zeit, währenddessen er das Brautpaar vorstellte und predigte, traktierte der Richter lieber die vordere Kirchbank mit seinen Blicken als der Trauung seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ärger schlich sich bereits in die Stimme des Archidiakons, doch glücklicherweise war nun das Gebet an der Reihe.

„Herr Gott, himmlischer Vater“, er faltete die Hände, senkte den Kopf, konnte sich endlich vom Richter lösen und befreit beten. „... unsern Herrn Christo Jesu und dem heiligen Geist.“

Er hob den Kopf – und der Richter stierte noch immer. „Amen.“ Nun war der Archidiakon froh über des Richters Unverfrorenheit, nur sonntags und nicht bei allen drei Predigten in der Woche zu erscheinen! Wie sollte er sonst nur diesen abgestumpften Menschen ertragen, ohne zu lästern und zu schmähen!

Doch eines blieb ihm nicht erspart.

Der Archidiakon atmete tief durch und sammelte seine gesamte Kraft für die notwendige Fürbitte. Richtete sie noch mit fester Stimme auf das kurfürstliche Amt, die Eingepfarrten von Adel und die Ratsherren, bevor er tapfer auch den Namen des Richters hervorpresste und es sogar schaffte, den Richter dabei anzusehen.

Doch dem entging diese Anstrengung, er beschaute sich noch immer die Kirchbank, wie er es auch tat beim Ablesen der Eheordnung und der Erinnerung an den Ehestande.

Der Archidiakon verließ die Kanzel, stimmte „Ach bleib bei uns Herr Jesus Christ“ an und alle sangen gefühlvoll – doch der Richter bewegte lediglich schwächlich die Lippen. Der Archidiakon begann mit „Verleih uns Friede...“, alle beteten glühend mit – aber der Richter fast widerwillig.

Egal, was der Archidiakon auch gestaltete, der Richter blieb – wen wundert's – gleichgültig. Er stöhnte innerlich, der Richter hatte es auch heute mühelos geschafft, ihm die gesamte Freude an der wohlüberlegt besorgten Feierlichkeit mit seinem unangebrachten Verdrossensein zu nehmen.

Und erst, als das Hochzeitspaar zum Altar trat, die üblichen drei Groschen opferte, die Ringe tauschte und von ihm den Segen empfing, belebte sich der Richter, war wieder mit seinem Geist gegenwärtig.

Doch der Archidiakon konnte seinen Unmut nun nur noch schwer zügeln.

Mit Mühe gab er das Zeichen, die Orgel zu spielen und führte die Anverwandten aus der Kirche, verabschiedete sich und ließ sie ein Spalier bilden. Männer auf einer Seite, die Frauen ihnen gegenüber.

Das ersehnte Zeichen für die Frierenden auf dem Marktplatz. Sie sprangen vor, kämpften ziemlich ungebührlich für eine gute Position in der Nähe des Spaliers.

Der Archidiakon konnte sich das kaum mit ansehen, lieber beschäftigte er sich mit Andreas und Martha, die sich artig bei ihm bedankten, dann die Ehrengasse durchschritten, die Wünsche der Gäste ohne viel Federlesens entgegen nahmen.

Und endlich holte Andreas mit dem Arm weit aus, warf Münzen mit Schwung in die Menschenmenge. „Auch ihr sollt eure Freude am heutigen Tage haben!“

Flugs grapschten Unmengen von Händen nach Groschen und Pfennigen, klaubten kalte Finger die heruntergefallenen Münzen aus den Furchen, während die weiter entfernten Menschen neidvoll murrten und vergeblich schubsten, um an die begehrten Münzen zu gelangen.

„Archidiakon Kickisch“, ein hochaufgeschossener und schlaksiger Knabe zupfte ihn ehrfurchtslos am Talar, „seht doch!“

Aber der Archidiakon wollte ihm zunächst ins Gewissen reden. Weder diente das Portal der Kirche als Ausguck für das Treiben auf dem Platz, noch seine Robe zum Ziehen!

„Herr Archidiakon“, der Junge ließ nicht locker und wies mit dem Arm herüber zur Elbe, „das ist doch arg, oder nicht?“

Der Archidiakon schluckte daraufhin die Ermahnung hinunter und folgte mit seinem Blick dem ausgestreckten Arm des Jungen, zwischen den zwei Gebäuden hindurch, zum träge gewundenen Fluss hinter dem breiten, sumpfigen Schilfgürtel und dem Erlengehölz, durch das sich ein schmaler Weg schlängelte. Ein einsamer Pfad, wo er die Predigten vorbereiten und ungestört nachdenken konnte, auf dem nun jedoch ein seltsam verkrümmter Reiter zu sehen war.

Der Archidiakon spähte nach ihm und furchte die Stirn. Der Reiter wirkte nicht so, als ob er wegen der Trauung gekommen wäre. Er war dafür nicht begierig genug, eher unschlüssig, schwankend und schlotternd. Geradezu schwach und kränklich. Kränklich... so wie damals die...

„Oh, Herr!“ Er taumelte fast vor Schreck. „Wenn der die Krankheiten bringt! Die vielen verschiedenen Flecken und schwere Not!“

Der Archidiakon bekreuzigte sich und wollte dem Reiter entgegengehen, ihn betrachten und aufhalten, bevor es zu spät war! Er sah schon im Geiste vor sich, was folgen könnte. Schnelles Einnehmen von heilenden Blättern und Schwitzwasser, dann Krankenbesuch und Leichttuch, Läuten und Leichenpredigt...

Doch er konnte den Platz durch die sich ihm entgegen schiebende Ansammlung von Leibern nicht schnell genug überqueren, wurde in der jauchenden Masse immer wieder eingeklemmt. So würde er eine mögliche Gefahr für die Menschen nicht bannen können! Sein Herz pochte wild, obwohl

er selbst in Ermangelung eines ihm helfenden wetterharten Rottmeisters nur trippelnd vorwärts kam. Aber endlich hatte er den Platz, auch das angrenzende Haus mit seiner Pfarwohnung hinter sich gelassen und begann trotz seiner hinderlichen Amtstracht ins Erlengehölz zu rennen. Doch der Reiter war bereits verschwunden.